

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 95 (2020)

Heft: [1]: Wohnen & Sinne

Artikel: Schreibmaschinen-Schlaflied

Autor: Zytynska, Sylwia

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-919748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schreibmaschinen-Schlaflied

VON SYLWIA ZYTYNSKA

Die Zeit vergeht, es bleiben Räume, in denen wir lebten. Für jeden haben sie eine andere Bedeutung, doch wir haben die Räume, die wir sind. Ich habe zwei Räume, zwei Leben.

Seit 37 Jahren bin ich in Basel, aber ich kehre immer wieder nach Warschau, an den Ort meiner Kindheit, meiner Jugend, zurück, um Ruhe zu finden, zu Hause zu sein.

Es ist ein alleinstehendes, in den 1920er-Jahren von meinem Grossvater aus Holz gebautes, von meiner Mutter nach dem Krieg mit Ziegelsteinen umhülltes Haus, das in den 1970ern von meinem Bruder gelb verputzt wurde, heute eher grau-gelb ist.

Wenn ich jeweils die Eingangstüre öffne und den vertrauten Geruch der länger unbewohnten Räume rieche, mache ich meine persönliche Zeitreise. Ich gehe durch die Zimmer, um alle zu begrüssen, Familie und Freunde, die mich aus den Bildern anschauen. Ich spiele ein paar Töne auf dem Klavier, um die Stille zu durchbrechen, und öffne die Fenster, um frisches Leben reinzulassen. Erst wenn ich die Standuhr zum Leben erwecke, ihr Ticken und Schlagen höre, bin ich wirklich angekommen.

«Wenn es aber dunkel wurde, hörte ich mich hinein in die Klänge der Räume.»

Schon immer wirkte das Haus für mich am Tag sehr freundlich und einladend. Wenn es aber dunkel wurde und die Strassenlaternen draussen zu leuchten begann, dann umhüllte eine Art magisch-imaginärer Nebel aus Licht und Schatten das Haus und ich hörte mich hinein in die Klänge der Räume. Die Katze, die die Holztreppe runterging, die vielen Uhren, die – jeweils minutenversetzt – in jedem Zimmer schlugen, oder die Weinreben, die auch bei leichtem Wind leise an die Fenster klopften. Die Wände konnten mir unzählige Geschichten erzählen, von der Zeit vor dem Krieg oder von der deutschen Okkupation, als alle das Haus verlassen mussten und in die Lager kamen. Von der Zeit nach dem Krieg, als meine Familie langsam wieder zurückkehren konnte, oder von den 1960er-Jahren, in denen sich viele Freunde meiner Eltern bei uns zu einer Partie Bridge verabredeten, im Grunde aber politische Treffen abhielten.

Das Haus lebte, weil die vielen Menschen da waren; ihre Stimmen, das Radio, die unzähligen, lauten Streitgespräche in der Küche zwischen meinem Bruder und meinem Vater über Politik und Religion. Die stärkste Erinnerung ist aber der Klang der Schreibmaschinen, der aus dem Zimmer meiner Mutter, meines Vaters und von oben meines Bruders in unregelmässigen Abständen und Rhythmen mein Schlaflied war. Alle waren sie Schriftsteller, die meistens nachts arbeiteten. Ich bin mir sicher, dass dieser Lärm dazu beigetragen hat, dass ich Schlagzeugerin wurde!

Foto: Heike Lyss



Sylwia Zytnyska wurde 1963 in Warschau geboren. Sie studierte Schlagzeug in Polen und Basel. Seither konzertiert sie als Solistin und Kammermusikerin auf vielen Bühnen zeitgenössischer Musik, spielte zahlreiche Aufnahmen ein und war Mitglied in verschiedenen Ensembles. Seit 1985 unterrichtet sie Schlagzeug an der Musikschule Basel, zudem komponiert die zweifache Mutter selber und wirkt in Kulturprojekten mit. In den letzten Jahren hat sich Sylwia Zytnyska immer mehr dem Zuhören gewidmet; sie ist Mitbegründerin und künstlerische Leiterin des Vereins «Zuhören Schweiz», der unter anderem Hörspaziergänge anbietet.

Die Aussagen der Autoren decken sich nicht zwingend mit der Ansicht der Redaktion.

Der Sommer war immer traumhaft. Im Garten wuchsen Tomaten, Salat, Äpfel, Pflaumen und Stachelbeeren. Im Winter aber erwachte für mich das Haus zu einem Spielplatz, ja zu einer Bühne. Unter dem Esstisch spielte ich mit den kleinen Zinntassen, die mein Grossvater aus Sibirien gebracht hatte, und trank Tee mit imaginären Gästen. Später spielten und legten wir dort Karten, und ich sagte allen die Zukunft voraus. Es roch nach dem Apfelkuchen, den meine Mutter zu jedem Anlass von den vielen eigenen Äpfeln buk. Auch Ende der 1980er-Jahre sassen wir noch am selben Tisch, fragten uns allerdings ganz andere Dinge über die Zukunft. Die Zeit der «Solidarnosc» und des Kriegsrechts war sehr dunkel. Den Apfelkuchen gab es aber immer noch, allerdings mit weniger Teig, aus schlechterer Margarine...

Heute steht der Tisch noch immer da und ich geniesse die Zeit mit meinen Freunden, wenn wir uns treffen und aus dem Porzellan meiner Urgrossmutter Tee trinken. Ich hoffe, in dem Haus meiner Kindheit alt zu werden, und wenn ich mich im grossen, goldenen Spiegel sehe, blicken mich meine Mutter und meine Grossmutter an.

Nach dem Apfelkuchen riecht es nicht mehr. Das Rezept nahm meine Mutter mit ins Grab. Es ist auch gut so, denn es war ihr Kuchen.